

Es traf mich wie ein Schlag. Caliga? Doch nicht der gefürchtete Generalstaatsanwalt Caliga, dem man nachsagte, daß ihn jeder Freispruch ein Jahr seines Lebens koste! Ich kannte ihn. Ich hatte eine Zeitlang als Sachverständiger viel mit ihm zu tun. Und ich habe schon damals jeden armen Teufel bedauert, der diesen Mann zum Ankläger hatte. Ein Mensch wie ein Eisberg! Der Blick, die Stimme, jede seiner harten, sparsamen Gesten strömte diese übermenschliche Kälte aus. Ich hielt ihn für einen Fanatiker der Gerechtigkeit — während er offenbar selbst . . . ! Der Fall bekam im Handumdrehen für mich ein fast persönliches Interesse . . .

Madame Caliga war eine Frau gegen Mitte der Dreißig. Von einer zarten und irgendwie ergreifenden Schönheit. Ob diese Schönheit mehr im Tatsächlichen lag oder nur im Ausdruck — in einer ungewöhnlichen Beseeltheit des Blickes, der ganzen Erscheinung — darüber bin ich mir selbst nicht klar. Sicher aber ging von ihr ein eigentümlich subtiler Reiz aus, der ihrer Person Achtung und Mitgefühl sicherte, noch bevor sie sprach. Ich ersuchte sie, Platz zu nehmen. Sie zerrte nervös ihre Handschuhe von den Fingern und heftete ihre dunklen Pupillen mit traurig flehendem Ausdruck auf mich.

„Sie — wissen bereits, warum ich komme?“ fragte sie stockend. Ich bejahte. „Morel hat mich inzwischen informiert — soweit es am Telephon zugänglich war. Ich muß Sie also doch bitten, gnädige Frau, mir den Fall eingehend zu schildern, damit ich ein klares Bild gewinne. Übrigens zuvor eine Frage —: ist Ihr Gatte der Generalstaatsanwalt Henry Caliga?“ Sie antwortete mit einem stummen Neigen des Kopfes. Ein helles Rot stieg ihr dabei bis unter das Stirnhaar. Ich suchte nach einer möglichst diskreten Einleitung.

„Wenn ich Morel richtig verstanden habe, Madame — so glauben Sie bestimmte Anzeichen dafür zu haben, daß Ihr Gatte . . . sich irgendwelcher — sagen wir — inkorrekten Hand-

lungen schuldig gemacht hat . . . ?“ Madame Caliga schlug die Augen nieder. „Ich weiß es!“

„Und — worin bestehen diese . . . diese Inkorrektheiten? Bitte, vertrauen Sie sich mir ungeniert an, Madame. Es gilt doch in diesem Falle, einem — Kranken einen Dienst zu erweisen — nicht? Sie kommen ja nicht als Anklägerin zu mir, sondern um meine ärztliche Hilfe für Ihren Mann anzurufen. Vielleicht gelingt es uns, die Gefahr abzuwenden . . .“

Jetzt hob sie den Blick. Einen großen, glänzenden Blick. Und plötzlich schien irgendeine Hemmung in ihr zu zerbrechen. Sie begann zu erzählen. Anfänglich stockend, mit beklommenen Atempausen. Dann in gesteigerter Erregtheit. „Ich beobachte es schon fast zwei Jahre . . . Sie müssen wissen, Herr Doktor, die Wohnräume meines Mannes bilden ein kleines,



„Natürlich habe ich die Mädchen bei ihm aus und ein gehen sehen . . .“